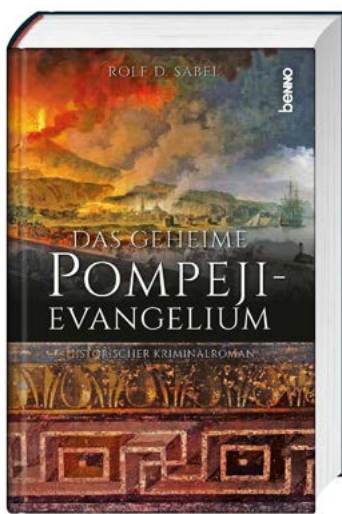


Leseprobe



Das geheime Pompeji-Evangelium

Historischer Kriminalroman

266 Seiten, gebunden, 12,5 x 19,5 cm

ISBN 9783746258966

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2021

ROLF D. SABEL

DAS GEHEIME
POMPEJI-
EVANGELIUM

HISTORISCHER KRIMINALROMAN

benno

Prolog I

Für Luki, Romi und Leni

in Liebe

Galiläa, 1. Jahrhundert nach Christus

Wütend peitscht der Schwanz des Tieres auf den staubigen Sand, seine geduckte Haltung verrät Angriffslust, seine Lippen sind zurückgezogen und legen die kräftigen Eckzähne bloß. Speichel tropft aus dem geöffneten Rachen, versickert auf der spärlichen Mähne. Ein Berglöwe, abgemagert und hungrig, aber angriffslustig und gefährlich.

Doch der Mann in dem staubigen Reisemantel, der ihm gegenübersteht, ist ruhig, macht einen gelassenen Eindruck. Er fixiert das Tier mit starrem Blick, hebt die rechte Hand und deutet mit zwei Fingern genau auf den Kopf der Bestie.

Minuten starren sie sich an, dann senkt der Löwe den Kopf, knurrt noch einmal unwillig und tritt davon. Der Mann lächelt, er fühlte sich zu keiner Zeit in Gefahr. Jemand ist bei ihm. Zeit, seinen Weg fortzusetzen.

Mühsam tasten sich seine Schritte weiter durch den glutheißen Sand. Der Mann bleibt stehen und lässt seine Augen über die karge, von steter Sonnenglut gegerbte Landschaft schweifen. Sein müder Blick streift die dürren Ölbäume, die ausladenden Palmen und Myrten, die vereinzelt, wie hingeworfenen Hütten und die wenigen Menschen, die in nicht enden wollendem Gleichmut versuchen, dem Boden das Nötigste abzurufen. Aber das Herz des Mannes ist schwer und voller Trauer.

Abschied! Sein ganzes Herz atmet Abschied. Von seinen Reisen abgesehen hat er sein ganzes Leben hier verbracht, hier ist ihm die größte Gnade Gottes zuteil geworden, hier aber hat er auch den größten Schmerz empfunden, der einem Menschenherz zugefügt werden kann. Wie Bilder fliegen Gedanken an Tod, Verrat und Hoffnungslosigkeit an ihm vorbei, dann wieder an unendliche Freude und maßloses Glück. Er schüttelt den weißhaarigen Kopf, als wollte er die Gedanken der Vergangenheit abschütteln. Seine kraftvolle Gestalt strafft sich. Fest schließt sich die Hand um den Wanderstab. Er ist noch nicht am Ziel angekommen. Im Gegenteil: Er weiß, welche große Aufgabe vor ihm liegt. Und um dieser Aufgabe willen gilt es, Abschied zu nehmen und zwar jetzt. Sie duldet keinen weiteren Aufschub.

Sein Blick heftet sich auf das kleine, geduckte Haus vor ihm. Aus massivem Stein gemauert, das Dach mit ineinander verflochtenen Zweigen und Holzbohlen abgedeckt, auf die eine feste Schicht Lehm aufgetragen worden ist, bietet es den Bewohnern den nötigen Schutz vor den Stürmen, die mitunter über den öden Landstrich fegen. Einige Ziegen suchen im dünnen Gras rund um den Brunnen ihre Nahrung und schauen nur kurz auf, als der Besucher an sie herantritt. Die Tür steht offen und der Mann tritt ein. Das Haus ist klein, einfach, sparsam eingerichtet, aber sauber.

Eine junge Frau, kaum dreißig Jahre alt, steht an der Feuerstelle und rührt in einem Topf. Unter dem bunten Kopftuch lugen lange, schwarze Haare hervor, das hübsche Gesicht ist von der sengenden Sonne gebräunt. Am Tisch vor dem Ofen steht eine Frau von zarter Gestalt, das lange braune Haar in ein blau schimmerndes Tuch gehüllt, und knetet einen Teig. Als sie die Schritte hört, dreht sie sich um. Ein feines Lächeln

spielt um ihre Lippen, als sie den Besucher erkennt. Rasch putzt sie die Hände an dem Wolltuch ab, das ihr als Schürze dient, und eilt dem Besucher entgegen.

„Tabea, schau nur, wer uns besucht.“ Das junge Mädchen dreht sich herum und lächelt schüchtern, sie ist Besuche in dieser einsamen Hütte nicht gewohnt.

„Markus“, die Frau eilt dem Gast entgegen, ihr Gesicht strahlt voller Freude, „es ist lange her, dass sich unsere Wege kreuzten.“

Der Mann, den eine spätere Welt nur Markus den Evangelisten nennen würde, ergreift die Hände der Frau und drückt sie herzlich, aber behutsam.

„Die Freude ist bei mir, Maria. Es erfüllt mich immer wieder mit tiefer Freude, die Mutter unseres Herrn zu sehen, mit Freude, mit Stolz und mit ...“ Seine Stimme gerät ins Stocken.

„... und mit Schmerz, wolltest du sagen, nicht wahr? Glaubst du, ich wüsste nicht, wie es dir ums Herz ist? Und doch hat er uns gezeigt, dass sein Tod einen Sinn hatte. Wenn jemals ein Tod einen Sinn hatte, dann war es seiner. Schau nur, wie die Gemeinde in Jerusalem blüht, und nicht nur dort. Seine Worte fallen auf fruchtbaren Boden, in Jerusalem und in vielen anderen Gemeinden, die du und deine Freunde besucht haben. Aber ich gerate ins Plappern. Sicher bist du hungrig und durstig vom langen Weg. Ich werde dir rasch einen Imbiss ...“

Johannes Markus schüttelt den Kopf. „Dafür ist kaum Zeit. Man erwartet mich. Aber vorher möchte ich dir etwas geben.“

Die Frau blickt ihn fragend an, stellt einen Becher mit frischem, kühlem Wasser auf den Tisch.

„Möchtest du nicht doch etwas zu dir nehmen? Sieh, ich habe frisches Brot gebacken und dazu steht eine kräftige Suppe vom Huhn auf dem Feuer.“

Sie zeigt zur Feuerstelle, wo sie goldbraune Fladen noch dampfend aus der ummauerten Feuerstelle geholt hat. Über der offenen Feuerstelle daneben dampft ein Topf, der verführerische Düfte aussendet.

Markus zögert kurz, dann nickt er dankbar. „Eine Kleinigkeit vielleicht?“

Maria lächelt wissend, schnell ist der Tisch gedeckt, die junge Frau bringt schweigend Suppe und Brot. Markus säubert seine staubigen Hände, dann greift er herzlich zu. Die Hühnersuppe ist von kräftigem, würzigem Geschmack, dazu ein herber Kanten frisch gebackenen Brots. Er verschlingt alles in kurzer Zeit, während Maria ihn liebevoll mustert. Sie deutet auf das Mädchen: „Das ist Tabea, sie ist die Tochter meiner Cousine. Sie hat unser Petrus einst vor dem Tode bewahrt!“ Aufmerksam betrachtet Markus die junge Frau und neigt seinen Kopf.

„Der Friede sei mit dir, Tabea.“

„Auch mit dir, Markus“, kommt die leise Antwort.

„Und was sind deine weiteren Pläne?“, will Maria nun wissen.

Markus putzt sich sorgfältig den Mund ab und leert das Wasserglas in einem Zug.

„Wie du sicher gehört hast, habe ich zunächst mit meinem Vetter Barnabas und dem Paulus weite Reisen unternommen, um die Frohe Botschaft deines Sohnes zu verbreiten. Bis nach Cypria, bis Antiochia ...“

„Paulus“, unterbricht ihn Maria, „was ist er für ein Mensch?“ Markus zögert kurz. „Das ... das ist nicht so einfach. Er

scheint mir eine recht widersprüchliche Person zu sein. Es ist noch nicht lange her, da hat er unsere Glaubensbrüder verfolgt, fanatisch und ohne Erbarmen. Und mit dem gleichen Fanatismus predigt er nun die Worte unseres Herrn. Dabei kennt er keine Kompromisse, er kennt nur gut oder böse, schwarz oder weiß. Ich bin einige Male mit ihm aneinandergeraten, und so wird er die nächsten Reisen ohne mich und meinen Vetter unternehmen.“

„So seid ihr im Streit auseinandergegangen?“

„Streit?“ Markus schüttelt den Kopf. „So will ich es nicht nennen. Wir sind eher unterschiedlicher Meinung, in welcher Weise und wo die Worte unseres Herrn verbreitet werden sollen. Er ist eigentlich ein sturer Dickkopf, ein derber Zeltmacher, aber ohne Maßen gebildet, und die Worte kommen aus seinem Munde, als hätte er es gelernt. Er hat unseren Herrn nie gesehen, aber wenn man ihn sprechen hört, meint man, er sei sein ständiger Begleiter gewesen.“

Markus macht eine kurze Pause und schielt nach dem Weinkrug, der auf der Anrichte steht. Maria versteht sofort. Sie steht auf, mischt den Wein mit Wasser und stellt den Krug vor ihren Gast, während Tabea sich auf einen Hocker setzt und den unbekanntem Gast aufmerksam mustert.

Markus lässt sich nicht lange bitten und leert den Krug fast in einem Zug. Genießerisch leckt er über seine Lippen.

„Und doch war dies ein Glück für mich.“

„Glück? Wieso?“

„Weil ich dadurch zu Petrus fand. Mit ihm war ich in Rom, ihm diente ich als Dolmetscher, als Secretarius. Du musst wissen, er ist der römischen Sprache kaum mächtig, viel weniger noch der Sprache der Griechen. Er ist nicht so gebildet wie Paulus, aber duldsam und gütig.“

„Du willst sagen, er ist der bessere Begleiter, oder?“

Markus nickt.

„Und wie war es in Rom? Wie ist diese Stadt überhaupt? Sie ist wohl groß und prächtig.“

„Ja, groß und prächtig ist sie, voller Menschen, voller Leben, aber auch voller Laster. Menschen aus dem ganzen Reich strömen durch die Gassen und über die Plätze. Riesige Tempel haben sie ihren Göttern gebaut. Aber Armut und Reichtum wohnen dicht beieinander. Ich war in ihrem Armenviertel, das sie *Subura* nennen, und habe ihren *Palatin* gesehen, wo ihr Kaiser wohnt. Ich habe Hunger gesehen und Verschwendung. Rom – das ist kein Ort, wo ich leben möchte. Und doch fanden wir auch dort Menschen, die begierig waren, die Worte unseres Petrus zu hören. Sie hingen an seinen Lippen, Männer und Frauen, Alte und Junge, Freie und Sklaven. Sogar hohe Beamte, Senatoren werden sie genannt, waren unter den Zuhörern und lauschten aufmerksam der Botschaft, die Petrus ihnen verkündete. Die kleine Gemeinde wächst von Tag zu Tag.“

„Das freut mich so sehr“, sagt Maria, und ihr Gesicht nimmt einen stillen Glanz an, „so war sein Tod doch nicht umsonst.“

„Umsonst.“ Markus ergreift Marias Hand. „Der Tod deines Sohns, unseres Herrn, hat das Tor in eine neue Welt geöffnet, in eine neue Welt des Glaubens, eine Welt, die alle Menschen, die guten Willens sind, vereint. Petrus hat es ihnen verkündet – und ich habe es aufgeschrieben.“

„Aufgeschrieben?“ Maria blickt ihn ratlos an.

„Ja, aufgeschrieben. Ich habe die Worte von Petrus aufgeschrieben. Heilige Worte, in denen er das Leben und Wirken unseres Herrn genau beschrieben hat, seine Taten, seine Wunder, seine Werke ... und seinen Tod.“

Er macht eine kurze Pause, bückt sich und greift nach dem verschlissenen Lederbeutel, den er mitgebracht hat. Er holt eine Kapsel heraus, öffnet sie und hält eine Schriftrolle in der Hand, die eng mit griechischen Buchstaben beschrieben ist.

„Und das habe ich dir mitgebracht“, stolz legt er die Schriftrolle vor Maria, „es ist eine Abschrift meines Berichts.“

Maria ergreift die Rolle und wirft einen Blick darauf, doch die Buchstaben verschwimmen vor ihren Augen.

„Ἀρχὴ τοῦ εὐαγγελίου Ἰησοῦ Χριστοῦ καθὼς γέγραπται ἐν τῷ Ἡσαΐα τῷ προφήτῃ ...“

„Aber ... aber das kann ich nicht lesen. Ist es Latein oder gar die Sprache der Griechen?“

„Verzeih, Maria, ich habe meinen Bericht in der Sprache der Griechen verfasst, weil diese Sprache in unserer Welt am meisten verbreitet ist. Aber ich will es dir gerne übersetzen:

Dies ist Anfang des Evangeliums Jesu Christi, dem Sohn Gottes, wie geschrieben steht in Jesaja, dem Propheten ...

„Genug, lieber Freund. Ich werde später Freunde haben, die mir deine Worte übersetzen. Ich weiß, du bist in Eile, und ich will dich nicht aufhalten.“

Markus nickt ihr dankbar zu. „Ich danke dir für dein Verständnis, edle Maria.“

Fürwahr, die Karawane, der ich mich angeschlossen habe, wartet. Sie bringt mich nach Caesarea. Dort werde ich ein Handelsschiff besteigen, das mich nach Alexandria in das Reich der Ägypter bringt. Die Brüder dort erwarten mich mit Sehnsucht. Ich werde sofort aufbrechen.“

Maria versteht. Schweigend nimmt sie ihn in den Arm.

Sie sollte ihn nie mehr wiedersehen.

I. Kapitel

Pompeji nuova, Ausgrabungsgelände, 13. März, nachts

Das Ausgrabungsgelände des alten Pompeji lag in nachtschwarzer Dunkelheit. Dunkelheit und Stille, die nur gelegentlich durch das Krächzen eines hungrigen Raben unterbrochen wurden. Kalte, neblige Wolken zogen in dünnen Schleiern über die Ruinen. Für März war es entschieden zu kalt und zu neblig. Der Mond schien sich beleidigt hinter die dichten Wolken zurückgezogen zu haben und gewährte der Welt nur ungnädig einen blassen, mageren Schein.

Giuseppe Baldoni warf die angerauchte Zigarette fluchend auf den Boden und zog seinen Schal fester um den Hals. Umständlich griff er nach seinem Taschentuch und schnäuzte lautstark hinein. *Elende Erkältung!* Er war mit sich und der Welt unzufrieden, nicht nur mit diesem lausigen Wetter. *Weit hatte er es gebracht: Nachtwächter im Ausgrabungsgelände des antiken Pompeji. Ha! Hatte ihm so etwas sein Vater nicht immer vorhergesagt?*

„Giuseppe“, hatte er gesagt, und nicht einmal dann die filterlose Zigarette aus dem Mund genommen, „du wirst irgendwo bei den *Adettos* landen und den Müll anderer Leute wegräumen, oder als Nachtwächter oder ... Tankstellenkassierer. Was kannst du schon, du jämmerlicher Versager? Du bist dumm und faul, in der Schule hast du nie was gelernt, obwohl ich dich immer ...“, an dieser Stelle unterbrach der

unvermeidliche Raucherhusten meist die väterlichen Unterweisungen.

„Schau mich an. *Ich* hätte etwas werden können, wenn der Krieg nicht gewesen wäre ...“

Und dann schwadronierte er wieder von seiner Zeit bei der *Resistenza*, als er ganz allein einen Proviantzug der Nazis in die Luft gesprengt hatte, fabulierte von Abenteuern und tapferen Taten, und schließlich von seiner Gefangennahme durch die vermaledeiten Deutschen bei Perugia und ...

Halt, war da nicht ein Geräusch?

Baldoni blieb stehen und griff nach seiner Koppel, an der sein Schlagstock befestigt war. Eine wirksamere Waffe hatte man den Nachtwächtern vom alten Pompeji dann doch nicht zugestehen wollen, so gefährlich war der Job nicht. Ha! Erst vor einer Woche hatten sie eine Bande von Jugendlichen geschnappt, die mitten zwischen den Ruinen eine von ihren verrückten Kokspartys feierte. Nicht gefährlich! Der eine hatte eine halbvolle Wodkaflasche nach ihm geworfen, die ihn nur ganz knapp verfehlt hatte.

Wieder ein Geräusch, ein Rascheln. Unzweifelhaft links von ihm, in der Nähe des *Vicolo Di Mercurio*. Aber er konnte nichts sehen, zum einen wegen der nebelverhangenen Dunkelheit, dann aber auch wegen der kleinen Zypressen und der dichten Holunderbüsche, die dazwischen lagen. Vielleicht war es auch nur ein Tier? Die Anlage war voller Kleintiere, Ratten, Kaninchen, Katzen, Füchse, wilde Hunde, allerlei Getier war hier in den stillen Nächten unterwegs. Und nachts war es besonders gespenstisch, wenn sie sich gegenseitig jagten und ...

Oder waren es doch Menschen? Merda, dass es nur so dunkel war! Seine Taschenlampe mochte er nicht anmachen,

das hätte die Schurken gewarnt. Und das wollte er nicht riskieren. Die spröden Lippen verzogen sich kurz zu einem stolzen Lächeln. Sein Traum war es, auf der Titelseite des *Messaggero* abgebildet zu werden. Er, Giuseppe Baldoni, mit einer Titelzeile wie:

Tapferer Nachtwächter stellt todesmutig Bande von Grabräubern!

Dann würde seine Lucia große Augen machen und ihn endlich ernst nehmen!

Waren es doch wieder marodierende Jugendliche oder gar Grabräuber, die versuchten, die armen Toten der verschütteten Stadt zu berauben?

Auf jeden Fall würde er das nicht zulassen, auch wenn er mit 65 schon ein Alter erreicht hatte, in dem man an so einem Abend lieber bei seiner Frau auf der Couch säße.

Stimmen. Leise zwar, mehr zu ahnen als zu hören. Ihm war, als flüstere jemand im schweren Akzent Kampaniens.

Vorsichtig schlich sich Baldoni an und bog leise die Zweige eines Holunderbusches zur Seite. Jetzt konnte er sie im fahlen Mondlicht sehen: Mehrere dunkle Gestalten von kräftiger Statur, mit Kapuzen vermummt, die nicht gerade wie Halbwüchsige aussahen. Und irgendetwas verstauten sie flüsternd in einem Sack. Hätte er doch bloß das Funk-sprechgerät bei sich gehabt. Aber das lag auf dem Tisch im Wachzimmer am Eingang des Geländes. Er nahm es nie mit, weil es so schwer war und er es ohnedies nie brauchte. Außerdem funktionierte es meist sowieso nicht, hätte halt mal wieder neue Batterien nötig. *Porca Miseria*, jetzt hätte er es gebrauchen können!

Halt! Was war das? Ein leises Lachen tönte zu ihm herüber, als wollten sich die Burschen über ihn lustig machen. Basta! Er erhob sich zu voller Größe, obwohl die bei 160 Zentimetern nicht gerade beeindruckend war, und schritt mit amtlicher Miene auf diese illegale Versammlung zu. Mutig baute er sich vor der Gruppe auf, seine nikotingelben Finger tasteten nach der Trillerpfeife in seiner Tasche, die er für Notfälle bei sich hatte. Würden seine Kollegen ihn hören? Aber zunächst wollte er dem schändlichen Treiben ein Ende bereiten.

„*Fermate vi!*“, schrie er. Stammte dieses ängstliche Krächzen etwa von ihm?

Im blassen Mondschein gewahrte er drei kräftige Gestalten, die sich lässig zu ihm umdrehten. Täuschte er sich oder grinsten sie ihn frech an?

„Was macht ihr da, Gesindel? Wollt ihr wohl ...“

Zu spät hatte er das warnende Knirschen der Schuhe hinter sich wahrgenommen. Er versuchte noch, sich umzudrehen, und erhielt im gleichen Augenblick einen harten Schlag auf den Kopf.

Merda!, zuckte es ihm durch den Kopf. Seine Taschenlampe polterte zu Boden, dann umhüllte ihn gnädige Schwärze und er sank mit einem seufzenden Laut zu Boden.

II. Kapitel

Pompeji, 23. August 79 n. Chr., dritte Stunde

Die Sonne brannte schon zu früher Stunde ohne Erbarmen auf das Forum von Pompeji nieder. Ein wunderschöner Tag im August, ganz Pompeji schien im flüssigen Gold einer verschwenderischen Sonne zu schwimmen, vielleicht war es schon ein wenig zu heiß.

Die Perle Kampaniens lag ergeben in den sengenden Strahlen und kein kühlender Hauch milderte die Glut. Gleißend brachen sich die Strahlen an den schneeweißen Wänden und Säulen der Tempel und Amtsgebäude, die nach dem letzten Erdbeben erst vor Kurzem wieder fertiggestellt worden waren, jedenfalls zum größten Teil. Einige Baugerüste hinter dem Forum kündeten davon, dass noch nicht alle Arbeiten erledigt waren. Am Augustempel stand noch das Gerüst, mit dem die Statue des neuen Kaisers Titus errichtet wurde, der Zement war noch nass.

Auf dem prachtvollen Forum standen schon wieder die Statuen früherer Kaiser wie Augustus, Tiberius, Claudius und Vespasian auf ihren Säulen aus blendend weißem Marmor. Sie schienen mit ihrer kaiserlichen Autorität das geschäftige Treiben zu überwachen. Ein Imperator wie Nero war freilich aus guten Gründen der Rache behördlichen Vergessens anheimgefallen, ein Schicksal, das er mit Kaiser Caius teilte,

den alle Welt – jedenfalls hinter seinem Rücken – Caligula genannt hatte.

Trotz der frühen Stunde war das Forum von Menschen aller Art bevölkert. Der Lärm mischte sich mit den Ausdünstungen von Menschen und Tieren und den Farben von Obst und Gemüse zu einer überwältigenden Fülle der Sinneseindrücke. An zahlreichen Ständen versuchten die Händler mit wildem Geschrei und einladenden Gesten, die Kundschaft auf ihre Waren aufmerksam zu machen. Herinnen mit ihren Sklaven im Gefolge betasteten kritisch die angebotenen Waren und feilschten lauthals um die Preise. Sklaven forderten die Umstehenden lauthals auf, Platz zu machen für den edlen Herrn, den sie in teurer Sänfte durch die Menge trugen. Adlige Herren und ihre Klienten betrachteten das chaotische Geschehen nicht ohne eine gewisse Abscheu und genossen doch den Respekt, den man ihnen entgegenbrachte.

Dazwischen schlenderten Müßiggänger in sinnlose Gespräche vertieft und ließen ihre Blicke nach links oder rechts schweifen, je nachdem, wo der Lärm am größten war. Eitle Gecken, geschminkt und mit gefärbten Haaren in schreiend bunten Tuniken boten ihren Hochmut zur Schau. Gladiatoren der nahen Gladiatorenschule genossen die verzehrenden Blicke der Mädchen, die voller schamlosen Verlangens über ihre muskulösen Körper streiften. Die Beamten des *Aedils* musterten mit strengem Blick das Treiben und griffen ein, wenn die Waage sich allzu deutlich zugunsten des Händlers verschob.

Herrenlose Hunde jagten mit hängender Zunge durch die Menge und versuchten, ein Stück Fleisch zu erhaschen, das von überladenen Tischen fiel. Völlig ungezwungen spazier-

ten auch die Taschendiebe umher, ihre *Sica*, den kurzen Dolch unter der schäbigen *Tunika* verborgen, um sich, wenn sich die Gelegenheit nur bot, mit einem kurzen Schnitt in den Besitz der Geldbörse zu bringen, die der Besitzer allzu sorglos um sein Gewand hängen hatte. Alles bot das Bild unbeschwerten Wohlstands, die ganze geschäftige Stadt trieb fröhlich lärmend ihrem Unheil entgegen – und ahnte doch nichts davon!

Gelegentlich ließ ein dumpfes Grollen die Menschen aufhorchen, wie ferner Donner hallte es dann vom Berg, der bis oben hin mit prachtvoll reifenden Weinstöcken bedeckt war. Aber das war schnell vergessen und man wendete sich wieder den Dingen des Alltags zu. Nur wenige schienen eine Vorahnung von den Dingen zu haben, die da kommen sollten.

„Hast du gesehen, Flavius? Das neue Prätorium hat schon wieder Risse bekommen?“, rief ein dicker Fischhändler seinem Standnachbarn zu. Der nickte und sortierte seine Kohlköpfe, die alten nach oben, die frischen nach unten.

„Und am Forum ist eine Statue runtergefallen. Die Erde hat wohl wieder gebebt. Ist doch nichts Neues, mach dir keine Sorgen, Quintillus. Sorg lieber dafür, dass du deinen alten Fisch loswirst. Bei Mercur, der stinkt ja erbärmlich.“ Eine alte Frau in einem abgewetzten, blauen Kittel mischte sich ein. Sie blickte von den Kräutern auf, die sie eben noch zum Trocknen ausgelegt hat. „Der Brunnen vom alten Catulus ist wieder versiegt. Wie damals vor dem großen Erdbeben. Und schaut doch mal nach oben.“ Ihre knochigen Finger wiesen zum Himmel, wo große Vogelschwärme davonflogen. Die Stimme nahm ein unheilvolles Krächzen an: „Die wissen Bescheid, sie fliehen. Die Götter zürnen

uns. Es wird noch ein schlimmes Ende nehmen. Man muss Vulcanus ein Opfer bringen, sonst wird er sich rächen.“

Was sie weiter vor sich hinredete, verstand keiner, wollte aber auch keiner wissen. Für solche düsteren Prophezeiungen hatten die anderen nur ein geringschätziges Lachen übrig, solange nur die Geschäfte gut gingen.

„Kümmere dich um deine verfaulten Datteln, alte Hexe“, lachte Flavius und wendete sich wie die anderen wieder seinen Geschäften zu.

Dem aufmerksamen Betrachter wäre freilich ein abgerissener Bursche von zwerghaftem, missgestaltetem Wuchs in einer äußerst verschlissenen, schäbigen und völlig durchschwitzten *Tunika* nicht entgangen, dessen ausgemergelte Gestalt sich ohne Ziel rastlos durch die Menge schob. Ein noch aufmerksamerer Betrachter hätte in ihm einen entlaufenen Sklaven entdeckt, weil der Abdruck des gewaltsam entfernten Sklavenreifs auch jetzt noch deutlich den dünnen Hals verunstaltete.

Servulus war der Name dieses armen Burschen, den sowohl die jämmerliche Erscheinung als auch der despektierliche Name sofort als Sklaven auswies. Misstrauisch blickte sich die Jammergestalt nach allen Seiten um. Jetzt erwischt zu werden, würde den Tod bedeuten. Entlaufene Sklaven fanden keine Gnade. Servulus wischte sich erschöpft den Schweiß von der Stirn, aber schon Sekunden später bahnten sich neue Tropfen ihren Weg über sein ausgemergeltes Gesicht und verloren sich auf seiner schäbigen Tunika.

Mit verzogenen Lippen blickte Servulus an seiner kleinwüchsigen Gestalt herab. Die kräftigen, schwarzen Locken hingen schweißnass in seiner Stirn, über die sich eine feuerrote Narbe zog. Seine schäbige Tunika in verwaschenem

Grün schlotterte in Fetzen um seine dünnen Glieder. Seine Sandalen verdienten diesen Namen nicht mehr. Nein, die Natur hatte es nicht gut mit ihm gemeint. Oder waren es doch die unsterblichen Götter, die diesen Anblick des Jammers zu verantworten hatten? Nur die flinken blauen Augen irrten unstedt umher, schienen alles zu registrieren, waren unermüdlich auf der Jagd, denn Servulus hatte immer Hunger, großen Hunger.

Und wenn die Pompejaner nicht so sehr mit ihrer Lieblingstätigkeit beschäftigt gewesen wären, der Vermehrung ihres Reichtums, hätten sie dem armen Burschen eine Münze, vielleicht nur ein paar *Asse* oder etwas Obst zukommen lassen. Aber so kümmerte sich niemand um den entlaufenen Sklaven. Mitleid war eine teure Gunst, die sich niemand leistete. Schon mehrfach hatte er bei den Kaufleuten um etwas Brot gebettelt, aber jedes Mal schrien sie angewidert: „*Abscide, nequissime!* – Hau ab, Taugenichts. Oder wir hetzen die Hunde auf dich!“

Aus einer Garküche war er gar mit der Peitsche vertrieben worden, die Hiebe spürte er jetzt noch auf seinem knöchigen Rücken. Auch wenn er nur ein Sklave und Schläge gewohnt war, so fühlte er sich nun frei, und eine solche Behandlung ärgerte ihn. Nein, sie erregte Zorn in ihm. Zorn und das Gefühl, sich dafür rächen zu müssen. Ja, das Gefühl der Rache wurde so stark in ihm, dass es mitunter sogar den beißenden Hunger verdrängte. Wieso hatten die einen so viel und er gar nichts? Anders als früher empfand er diesen Zustand zunehmend als ungerecht. Das konnten die Götter nicht wollen!

Und so keimte in ihm nicht nur das Verlangen nach Rache, sondern auch das Gefühl, etwas an diesen ungerechten Besitzverhältnissen ändern zu müssen. Seine Hände tasteten

nach der *Sica*, dem kurzen Dolch, den er seinem Herrn gestohlen hatte. Sie würde ihm bei seinem Feldzug nützlich sein.

Sein erster Versuch gelang problemlos. An einem Obststand schaffte er es immerhin, zwei Äpfel zu stibitzen, ohne dass der Händler ihn mit der Peitsche dafür belohnt hätte. Voller Gier und stolz auf seine erfolgreiche Tat biss er in die frische Frucht. Der herbe Saft lief über seine verdörrten Lippen und tropfte auf sein schmutziges Gewand.

An einem Brunnen am Rande des Marktes ließ er sich erschöpft nieder. Höhnisch starrte ihn das Gesicht des Wasserspeiers an. Tief tauchte er die dünnen Arme in das kühle Nass, formte die Hände zu einem schmalen Becken und ließ einen erfrischenden Schwall Wasser über seinen Kopf laufen, immer wieder, bis er prustend den Kopf schüttelte wie ein durchnässter Hund.

Passanten beobachteten den Zwerg, der so ausgelassen mit dem Wasser spielte, und machten abschätzigte Bemerkungen. Aber Servulus ließ sich davon nicht beirren, jetzt ging es ihm besser.

Seltsam, aber der Wasserspiegel zitterte in feinen Wellen, auch wenn er seine Hand nicht hineintauchte. Gleichzeitig meinte er, für Sekunden ein leichtes Beben des Bodens zu spüren, aber er hatte keine Zeit, sich solch sinnlosen Betrachtungen hinzugeben, denn plötzlich näherte sich ein potenzielles Opfer, das arglos an ihm vorbeischlenderte. Ein wohlgenährter, älterer Herr von hohem Wuchs und edlen Gesichtszügen. Sein Haar war so schlohweiß wie seine *Toga*, offenkundig ein Patrizier. Er humpelte leicht, und dennoch hatte der alte Sklave, der ihn begleitete, noch Mühe, seinem Herrn zu folgen.

Servulus witterte leichte Beute und beschloss, den beiden Alten in sicherem Abstand zu folgen. Vielleicht konnte man sich hier das Geld für eine Mahlzeit besorgen, sicher trug der feine Herr eine wohlgefüllte Börse unter seiner teuren Toga. Mit dem, was so ein nutzloser Umhang kostet, könnte ich bequem zwei Jahre leben, dachte Servulus geringschätzig.

Gemeinsam tauchten sie in das Gewirr der kleinen Straßen ein, das den Marktplatz umgab. Die beiden vor ihm wandten sich zunächst über die *Via Augustalis* nach Osten und erreichten die *Via Stabia*, die sie in nördlicher Richtung heraufgingen. Servulus kannte sich hier nicht aus, aber am Ende der Straße erkannte er die *Porta Vesuvio* und im Hintergrund den Berg, der dem Tor seinen Namen gab. Ein dünner Rauchfaden stieg aus dem Vulkan, aber dieser Anblick bot sich schon, seitdem Servulus auf seiner Flucht hier angekommen war. Kein Grund zur Besorgnis!

Langsam beschleunigte der ehemalige Sklave seinen Schritt, während seine Hand nach dem kleinen Dolch tastete, der kaum von der fadenscheinigen *Tunika* verborgen wurde. Die beiden Männer vor ihm hatten nun den *Viculus Mercurius* überquert und betraten eine kleine Querstraße zur rechten Seite. Sie passierten eine *Taberna*, an deren rohen Holzti-schen weintrunkene Männer saßen und mit lauter Stimme ihr Würfelspiel kommentierten.

Einige Schritte weiter blickte Servulus sich um. Kein Mensch weit und breit, die Taberna hatten sie hinter sich gelassen. Hier gab es keine Läden, sondern nur die Wohnhäuser Wohlhabender, die verborgen in der Hitze lagen. Hohe, abweisende Mauern umgaben die Grundstücke und schützten sie vor dem Blick des neugierigen Betrachters. Die

soliden Mauern waren sorgsam in strahlendem Weiß verputzt, nur rotglühendes Weinlaub hing, von schweren Beeren durchsättigt, in frohem Kontrast über dem Weiß oder schmiegte sich gierig an schmale Zypressen. Die Gelegenheit war günstig. Servulus zog seine *Sica* und beschleunigte den Schritt. Nur noch zwei Meter trennten ihn von den beiden.

III. Kapitel

Pompeji nuova, 15. März, früh am Abend

Manchmal wacht man morgens auf und hat keine Ahnung, was der Tag an Überraschungen noch so bringt. Und manche dieser Überraschungen können sogar so ein abruptes und unerwartetes Ende mit sich bringen, dass man sich wünschte, im Bett geblieben zu sein.

Und so wäre sicher nicht die Weltgeschichte, aber die hier erzählte Geschichte anders verlaufen, wenn Monsignore Dr. Peter Diefenstein an diesem Tag im Bett geblieben wäre und nicht gerade *diesen* Weg eingeschlagen hätte. Einen Weg, der ihn über die *Piazza Anfiteatro* geradewegs auf die *Via Roma* führte, den touristischen Mittelpunkt von Pompeji. *Pompeji nuova* wohlgermerkt, das neu erbaute Pompeji, nicht so schön,

nicht so groß, nicht so eindrucksvoll wie sein antiker Vorgänger, dafür aber unzerstört, laut – und ziemlich hässlich. Hier, wo die *Via Plinio* in die *Via Roma* überging, drängelten sich auf beiden Seiten unzählige kleine Läden, Hotels und Restaurants mit unscheinbarer Architektur und suchten die Aufmerksamkeit der Touristen, die in großer Zahl hierher strömten.

Nach der Besichtigung des antiken Trümmerfelds ist ein Rundgang durch das neue Pompeji unerlässlich, denn der Magen verlangt Nahrung, das gemarterte Gemüt nach einem Glas Wein und der Körper nach einer angenehmen Schlafstatt. Und wer die Stadt nicht wieder nach vierstündigem Besuchsmarathon im Bus verlässt, sondern sich und der antiken Sensation etwas mehr Zeit gönnt, der bleibt einige Tage dort. Wie zum Beispiel Monsignore Dr. Diefenstein, seines Zeichens Pfarrer der Basilika St. Pantaleon in Köln, ein stattlicher Mann, gut in den Sechzigern, von hohem, schlanken Wuchs, kurzem, eisgrauen Haar und ausgeprägter Hakennase.

Nach einem weiteren, durchaus erschöpfenden Rundgang durch die Reste des alten Pompejis hatte Diefenstein wie üblich die Abendmesse in der *Santuario della Beata Vergine del Rosario* besucht und dann beschlossen, den Tag bei einem guten Glas Wein und einer Portion *Spaghetti carbonara* ausklingen zu lassen. Mit großem Appetit studierte er zu diesem Zweck die Speisekarten der Gaststätten an der *Via Roma*. Zwölf Euro für eine simple Portion Nudeln mit etwas Schinken und Käsesoße, dazu das Gedeck noch extra berechnet. *Herr im Himmel ... Vielleicht doch eher in der kleinen Trattoria an der Ecke?*

Plötzlich zupfte ihn jemand an seinem rechten Ärmel. Erstaunt drehte er sich um. Ein kleiner Junge, nicht älter

als zehn Jahre, vor Dreck starrend und mit strengem Geruch, aber blitzenden Zähnen unter einem ungezüglichten schwarzen Haarschopf. Mit einem strahlenden Lächeln versuchte er die Aufmerksamkeit des deutschen Besuchers zu erlangen.

„Want to buy? Prego. Du kaufen! Hier, look. Original, very old Schrift from Romans. Molto precioso!“ Ein seltsames Sprachengemisch aus Englisch, Deutsch und Italienisch, dazu bittende, klare Augen und ein Lächeln zum Dahinschmelzen.

Diefensteins erste Reaktion war Ablehnung. Ein schroffes „No“ wäre vielleicht angemessen gewesen, aber dieser ärmliche Junge! Gleichzeitig hielt ihm der kleine Bursche einige Stücke Papier vor die Nase, nachlässig in alte Kunststoffhüllen verpackt. „Due al prezzo di uno, two for price one!“ „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt ...“ Vielleicht war es diese Bibelstelle, die den guten Monsignore veranlasste, doch einen kurzen Blick auf das Angebot zu werfen.

Alte Papyrusrollen, offenkundig gefälscht und auf alt getrimmt, wie sie zu Hunderten auf den Straßen antiker Metropolen kursierten. Der Junge schien die Zweifel des potentiellen Käufers zu spüren und verdoppelte seine Anstrengungen. „Only ten dollars for two, Signore, prego, molto antiquo! Papyro romano! Autentico!“

Er schien ihn jetzt für einen Amerikaner zu halten und hatte daher die entsprechende Währung gewählt.

Dr. Diefenstein griff resignierend nach seiner Geldbörse, woraufhin ein Strahlen über das Gesicht des Kindes ging.

„Come ti chiami? – Wie heißt du, Kleiner?“

„Sono Francesco, Mister.“

„Okay, Francesco. Lo prendo. Dollar habe ich nicht, ich gebe dir zehn Euro, capito?“, antwortete er automatisch in gleichem Kauderwelsch.

Der Junge nickte freudig, griff nach dem Schein und drückte Diefenstein zwei Plastikhefter in die Hand. Sekunden später war er verschwunden.

Diefenstein schüttelte den Kopf. Armut macht erfinderisch. Er warf einen kurzen Blick auf die Hüllen und die enthaltenen Papiere.

„Würde mich nicht wundern, wenn auf der Rückseite ‚Made in Hongkong‘ stünde“, murmelte er und verschwand im nächsten Lokal.

IV. Kapitel

Rom, im Herbst 54 n. Chr.

Theophilos grüßt seinen Fronto in brüderlicher Liebe.

Wenn es dir gut geht, mein Freund, freue ich mich. Mir geht es gut.

Du schriebsst, du wollest wissen, wie es mir hier geht – hier im Rom der Tempel und Paläste, dem prächtigen Mittelpunkt der Welt. Es ist nun mehr als ein halbes Jahr her, dass ich unser eher beschauliches Pompeji mit dem großen Rom vertauscht habe, und ich kann dir vieles berichten, denn ich werde mich gerne an unser Versprechen halten, dass wir uns

zweimal in jedem Jahr einen Brief schreiben. Halte du dich auch daran, lieber Freund, und es wird uns beide erfreuen.

So höre denn, mein Freund, höre und staune. Viele hier hausen in Buden, die nur ein paar morsche Balken noch stützen; wenn der Hausverwalter sie ausgebessert hat, ermahnt er sie, ruhig zu schlafen und ohne allzu viel Bewegung, denn sonst drohe dem Haus der Einsturz.

Aber wer kann denn in einer gemieteten Wohnung ruhig schlafen? Nur wer in Rom viel Geld hat, hat auch seine Ruhe. Und zu diesem Kreis gehören die meisten unserer Brüder nicht, auch wenn ich durch die Gnade meiner Erbschaft privilegiert bin und sie an den Vorzügen meines unverhofften Vermögens gerne teilnehmen lasse.

Nachts rollen die Wagen durch die verwinkelten Gassen, die tagsüber draußen warten müssen, bis sie endlich eingelassen werden. Ziegenherden verstopfen die Gassen, während ihre Hirten sich laut streiten, und Zecher kehren vom Nachtmahl zurück, lärmend und grölend erleichtern sie sich an unseren Hauswänden.

Wenn die Pflicht ruft, dann wird der Reiche in seiner Sänfte über die Köpfe hinweggetragen und kann darin lesen, schreiben oder schlafen. Seine hochmütigen Klienten umringen ihn und preisen seinen Namen, haben sie sich doch gerade mit einem kostenlosen Frühstück bei ihm gestärkt. Ich jedoch komme nicht voran, denn der eine stößt mich mit dem Arm, ein anderer mit einem harten Brett; einer trifft mich mit einem Balken am Kopf, ein anderer mit einer Tonne. Schmutz aller Art hängt klebrig an meinen Füßen; bald treten mich die genagelten Sohlen der Soldaten.

Aber, lieber Fronto, höre, wenn du meinst, dies sei alles, was einem das Leben in der Großstadt verleide, es gibt auch noch andere Gefahren: Von den Dächern herab krachen Ziegel auf deinen Schädel und kaputte Töpfe fliegen mit solcher Wucht zum Fenster heraus, dass ein Loch im Pflaster bleibt. Sei deshalb froh, wenn die Bewohner nichts als den Inhalt eines Nachtopfs herabschütten.